

Michael Brand

**Parlamentarischer Staatssekretär und Beauftragter der Bundesregierung gegen
Antiziganismus und für das Leben der Sinti und Roma in Deutschland**

Dritter Sonntag nach Epiphanias, 25. Januar 2026, 18 Uhr

Kanzelrede

Liebe Gemeinde, sehr geehrte Damen und Herren,

es gibt Orte, an denen die Worte anders klingen. Nicht weil die Akustik besser ist – obwohl sie es hier ist –, sondern weil man spürt: Manche Sätze haben Gewicht. Und manche Sätze sind schwer, weil sie eine Wahrheit tragen, die wir nicht wegsprechen können.

Auschwitz ist so ein Wort.

Und der 27. Januar – die Befreiung von Auschwitz – ist so ein Datum.

Man kann darüber sprechen wie über ein Kapitel der Geschichte.

Man kann Daten nennen, Abläufe, Strukturen.

Aber wer einmal mit Überlebenden gesprochen hat, wer ihre Stimmen gehört hat, der merkt:

Das Entscheidende ist nicht, dass wir „wissen“.

Das Entscheidende ist, dass wir begreifen, was dieses Wissen für uns bedeuten muss.

Ceija Stojka, eine Überlebende, hat es so geschrieben:

„Ich Ceija sage
Auschwitz lebt
und atmet
noch heute in mir.“

Nicht: Ich erinnere mich.

Nicht: Es war einmal.

Sondern: Es lebt. Es atmet.

Das ist ein Satz, der bleibt.

Weil er uns vor einer bequemen Illusion bewahrt: der Illusion, dass Zeit automatisch heilt, dass Abstand automatisch Frieden bringt, dass „damals“ einfach vergangen ist.

Der Völkermord an Sinti und Roma war kein Unglück.

Er war keine Verkettung tragischer Umstände.

Er war das Ergebnis einer rassistischen Ideologie, die Menschen systematisch entrechte, verfolgte und vernichtete.

Er wurde geplant, organisiert und durchgeführt – von einem Staat, getragen von Behörden, ermöglicht durch Wegsehen und Mitmachen.

Diese Sätze sind hart.

Aber sie sind notwendig, weil alles andere – jede weichere Formulierung – schon wieder eine Verschiebung wäre: weg von Verantwortung, hin zu Relativierung.

Ceija Stojka schreibt weiter:

„Asche Rauch Urnen ...
Asche in der Urne“

Und dann diese Zeile:

„Wer ist wirklich in der Dose
Ist es mein Vater“

Ein Vater.
Kein „Fall“.
Kein „Schicksal“.
Ein Mensch.

Wenn wir über Erinnerung sprechen, dann geht es genau darum: aus Abstraktion wieder Menschlichkeit zu machen. Namen, Beziehungen, Leben. Und auch das, was Gewalt in Menschen zurücklässt.

Denn der Völkermord an Sinti und Roma endete nicht am Tag der Befreiung.
Die Vernichtung endete. Der Terror endete.
Aber die Folgen gingen weiter – in Körpern, in Familien, in Biografien.

In einem Interview hat die Überlebende Alwine Keck gesagt:

„Es gibt da Erinnerungen, die kann ich nicht erzählen, die sind jenseits von Erzählen.“

Und der Überlebende *Hugo Höllenreiner* sagt:

„.... ich habe das so verdrängt, denn sonst kann ich damit nicht leben.
Ich kann nur das wenige erzählen.“

Diese Sätze sind keine Literatur.

Das sind Grenzmarkierungen: Hier endet Sprache. Hier beginnt etwas, das man nicht einfach „verarbeiten“ kann wie ein Ereignis, das man hinter sich lässt.

Und wenn wir ehrlich sind, dann gehört zu unserer Verantwortung auch, dies auszuhalten:
dass es Erfahrungen gibt, die sich nicht vollständig erzählen lassen.
dass es Wunden gibt, die nicht heilen.
dass es Erinnerungen gibt, für die Worte oft nicht ausreichen.

Gerade deshalb ist es so wichtig, dass wir zuhören, wenn gesprochen wird – und dass wir nicht überfordern, wenn jemand schweigt.

Mich bewegt an diesen Zeugnissen noch etwas anderes:

Wie oft Überlebende erzählen, dass sie innerhalb der Familie lange nicht sprechen konnten. Dass das Reden manchmal erst möglich wurde, als ein Außenstehender zuhörte. Nicht, weil Familie nicht wichtig gewesen wäre – sondern weil der Schmerz zu nah war, zu groß, zu gefährlich.

So wird verständlich, was Trauma bedeutet, ohne dass man das Wort überhaupt benutzen muss:
Es ist nicht nur Erinnerung.
Es ist ein Leben mit etwas, das sich immer wieder meldet.
In Nächten. In Geräuschen. In Bildern. In einem Geruch.
Und manchmal in einem Satz, der plötzlich herausbricht, weil er so lange keinen Platz hatte.

Und dann kommt die zweite Wahrheit, die wir in Deutschland sehr lange nicht wahrhaben wollten:
Nach 1945 war für viele Überlebende nicht plötzlich „Gerechtigkeit“.
Es gab neue Demütigungen, alte Vorurteile, neue Aktenzeichen, alte Klischees.
Es gab – viel zu oft – nicht Anerkennung, sondern Zweifel.
Nicht Zuhören, sondern Abwehr.

Das anzusprechen ist keine Selbstanklage als Ritual.
Es ist die Voraussetzung dafür, dass wir heute glaubwürdig sagen können:
Wir meinen es ernst.

Ich stehe hier als Beauftragter der Bundesregierung gegen Antiziganismus und für das Leben der Sinti und Roma in Deutschland.
Verantwortung zeigt sich nicht allein im Erinnern, sondern im Handeln.
Es ist ein Auftrag, der sich im Alltag entscheidet: in Schulen, in Behörden, in Medien, in Polizeiarbeit, in Gerichten, in ganz konkreten Begegnungen.

Denn Ausgrenzung und Abwertung beginnen nicht mit der vollständigen Entrechtung.
Sie beginnen mit Worten.
Mit Bildern.
Mit Gerüchten.
Mit dem Gefühl, nicht ganz dazugehören.

Antiziganismus ist nicht verschwunden.
Antisemitismus ist nicht verschwunden.

Und wer glaubt, man könne das eine bekämpfen und das andere relativieren, hat nichts verstanden.
Die Geschichte zeigt: Wenn eine Minderheit entrechert wird, sind andere nicht weit.

Hannah Arendt hat – nach dem Blick in die Abgründe des 20. Jahrhunderts – beschrieben, wie großes Unrecht nicht nur aus fanatischem Hass entstehen kann, sondern auch aus Gedankenlosigkeit: aus dem Aufhören, selbst zu urteilen, aus dem Abgeben von Verantwortung.

Der Völkermord an den Sinti und Roma war kein Werk eines abstrakten Bösen.
Er brauchte Mitläufer.
Akten.
Unterschriften.
Schweigen.

Und genau deshalb ist Erinnerung keine Zeremonie.
Sie ist eine Haltung.

Sie fragt uns nicht nur: Was fühlst du?
Sie fragt: Was tust du, wenn Menschen herabgesetzt werden?
Wenn andere wieder zu Fremden erklärt werden?
Wenn Menschenwürde verhandelbar wird?

Wir erleben in diesen Jahren wieder eine Verhärtung.
Wir erleben, wie Sprache verroht.
Wie Minderheiten pauschal zum Problem erklärt werden.
Wie sich Menschen bedroht fühlen – und dann nicht nach Lösungen suchen, sondern nach Sündenböcken.

Und ich sage das bewusst in einem Dom,
als gläubiger Christdemokrat, in einem Gottesdienst:
Das ist nicht nur eine politische Frage.
Das ist eine Frage, wie wir als Gesellschaft sein wollen.
Was wir füreinander gelten lassen.
Welche Grenzen wir setzen.

Ein demokratischer Staat steht und fällt mit dem Schutz seiner Minderheiten.
Das ist das Fundament unseres Rechtsstaats.
Und es ist – in einer Sprache, die viele hier teilen – eine Form der Nächstenliebe: nicht als Gefühl,
sondern als Praxis.

Ich will an dieser Stelle etwas sehr Persönliches sagen – nicht privat, aber persönlich.
Ich habe in den letzten Monaten und Jahren viele Begegnungen gehabt: mit Überlebenden, mit
Familien, mit jungen Menschen aus der Minderheit, mit Verbänden, mit Engagierten.
Was mich dabei immer wieder beeindruckt, ist nicht irgendeine „Erfolgsgeschichte“.
Es ist etwas viel Leiseres: die Beharrlichkeit, die Würde, der Wunsch nach Anerkennung ohne Bit-
terkeit, nach Gleichberechtigung ohne Sonderbehandlung.

Und gleichzeitig höre ich – immer wieder – dieselben Sätze:
„Wir sind Deutsche.“
„Wir gehören hierher.“
„Wir wollen nicht erklärt bekommen, wer wir sind.“
„Wir wollen sicher sein.“
„Wir wollen, dass unsere Kinder ohne Angst zur Schule gehen.“

Das sind keine überzogenen Forderungen.
Das sind Grundrechte in Alltagssprache.

Wenn Ceija Stojka schreibt, „Auschwitz lebt und atmet noch heute in mir“, dann bedeutet das
auch:
Das, was einmal geschehen ist, hat einen Schatten geworfen – und dieser Schatten verschwindet
nicht automatisch.

Der Auftrag für uns ist nicht, diesen Schatten wegzureden.
Der Auftrag ist, Licht hineinzubringen: durch Wahrheit, durch Schutz, durch Anerkennung, durch
Konsequenz.

Ceija Stojka hat noch einen Satz geschrieben, der auf den ersten Blick ganz schlicht wirkt – und gerade deshalb so stark ist:

„Auch du sollst tief Luft holen
zum Leben Ja sagen.“

Das ist kein Trostwort, das etwas zudeckt.
Es nimmt nichts zurück.
Es macht nichts ungeschehen.

Es ist ein JA, das dem Hass nicht das letzte Wort lässt.
Ein JA, das die Würde behauptet, obwohl sie verletzt wurde.
Ein JA, das sagt: Ihr habt uns verfolgt – aber ihr nehmt uns nicht die Menschlichkeit.

Dieses JA ist keine Pflicht der Opfer.
Es ist kein moralischer Anspruch an diejenigen, die Leid getragen haben.
Es ist ein Satz, den wir als Auftrag hören müssen – wir, die wir Verantwortung tragen, wir, die wir Institutionen gestalten, wir, die wir Worte wählen, wir, die wir nicht schweigen dürfen.

Dass wir erinnern, ohne zu verharmlosen.
Dass wir benennen, ohne auszuweichen.
Dass wir widersprechen, wo Menschen entwürdigt werden.
Dass wir schützen, wo Menschen verletzlich sind.

Und wenn ich am Ende einen Wunsch aussprechen darf – dann diesen:
Dass diese Erinnerung nicht nur in einem Tag bleibt.
Dass sie nicht in einem Ritual aufgeht.
Dass sie uns im Alltag begleitet – in Entscheidungen, in Sprache, in Haltung.

Wenn etwas aus der Geschichte bleibt, dann dies:
Unrecht braucht nicht nur Täter.
Unrecht braucht auch Gleichgültigkeit.

Darum ist die Entscheidung, die heute vor uns steht, eine sehr einfache – und sehr schwere:
Nicht gleichgültig werden.
Nicht abstumpfen.
Nicht schweigen.

Sondern die Würde verteidigen – auch dann, wenn es unbequem ist.

Amen.